Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 17 (1941-1942)

Heft: 6

Artikel: Wie suchen oder fanden Sie Ihren Lebensgefährten? : Weitere Antworten aus unsere Rundfrage mit einem Schlusswort

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1067061

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Weitere Antworten auf unsere Rundfrage

mit einem Schlußwort

Illustration von Eve Froidevaux

Das Weihnachtspäcklein

Ich war eine kleine Buchhandlungsgehilfin und hatte den ganzen Morgen allerlei Leute im Laden bedient. Es war Mittagszeit, ich war im obern Stock und räumte Bücher ein und dachte soeben mit einem prüfenden Blick in den Laden hinunter, es kämen doch auch bloß uninteressante Leute schon die ganze Woche.

Ich war so richtig ausgehungert, einen sympathischen Menschen zu sehen. Da, die Türe öffnete sich, ich blinzelte hurtig dem Kunden entgegen, ihn zu mustern.

Er gefiel mir; den will ich bedienen — husch war ich unten. Noch hatte ihn niemand nach seinen Wünschen gefragt. Von der Nähe gefiel er mir noch besser. Er schien auch mich prüfend anzuschauen. Am besten gefiel mir seine Stimme. Eine ganz tiefe Stimme wünschte das Buch von Mme de Staël, Corinne. Zwei schelmisch blickende blaue Augen aus einem sonnverbrannten Gesicht und schneeweiße Zähne entzückten mich. In den kurzen Augenblicken, da ich ihn sehen durfte, formte sich schon in mir die Vorstellung: « Den würde ich grad heiraten. » — Das Buch Corinne nahm ich mit mir heim; es gefiel mir außerordentlich, und ich nahm mir vor, wenn ich einmal ein Mädelchen kriegte, würde ich es Corinne taufen.

Immerfort dachte ich von diesem Tage an an diesen Mann; er hatte ja nicht viel gesprochen, nur von Büchern war die Rede; doch gab er mir den Rat, dies und jenes zu lesen.

Öfters kam dieser Mann in den Laden, und wie mir meine Freundin plau-

derte, halte er stets Ausschau, und warte bis daß ich erscheine, um seine Wünsche anzubringen. Das bereitete mir eine heimliche Freude, weit mehr, ich liebte ihn einfach. Ich schaute tagtäglich über den Platz, um ihn zufällig zu sehen, ich ging sogar jeden Tag mit einem großen Umweg heim, weil ich im Adreßbuch seine Adresse zu finden vermeint hatte: « P., Ingenieur, Monbijoustr. ».

Aber nie begegnete ich ihm; später stellte sich heraus, daß es zwei Ingenieure mit diesem Namen gab, und meiner wohnte in der entgegengesetzten Richtung.

Bereits ein Jahr hatte ich den hoffnungslosen Umweg gemacht. Selten kam der Ersehnte. Wie sich später herausstellte, arbeitete er im Wallis und kam bloß hie und da nach Bern.

Er war einige Male so liebenswürdig mit mir gewesen, man hätte glauben können, ich gefiele ihm auch. Ich aber dachte mir, wenn er mir wirklich was nachfragen würde, käme er häufiger, und ich fing an, mit Vorbedacht den Mann zu vergessen.

Ich wechselte auch die Stelle, und damit vergaß ich fast vollständig diese Liebe auf den ersten Blick. Nur einmal, es war gegen Weihnachten, kam ein Gefühl wie Heimweh nach ihm über mich. Ich nahm mir vor, ihm eine kleine Überraschung zu machen; ohne Namen ein Buch mit den Gedichten von Leuthold wollte ich ihm schenken. Er würde nie vernehmen, von wem das Buch käme; ich ließ es in Leder binden, schrieb hinein « nume vom Wiehnachtschind », machte ein prächtiges Päckli und brachte es am Heiligen Abend vor seine Wohnungstüre.

Ich legte es auf die Schwelle, läutete und sprang mit klopfendem Herzen davon.

Wenn ich damals gewußt hätte, daß ich in vier Monaten schon seine Braut würde, wie es dann eintraf!

Ich hatte ein Schaufenster mit Büchern gemacht und stand in der Laube, es prüfend zu überschauen. Plötzlich sah ich den Ingenieur P. die Laube heraufkommen; ganz nahe war er schon. Schnell sprang ich in den Laden, nur um ihn nicht grüßen zu müssen; plötzlich freute mich's gar nicht, ihn wieder zu sehen.

Ich nahm mir vor, ihm auszuweichen, auch wenn er meinen neuen Arbeitsort ausfindig machen und mich aufsuchen würde.

Er ließ wirklich nicht lange auf sich warten. Ich sehe deutlich, wie er auf der Bildfläche erschien; wie einen Blick in die Zukunft konnte ich da tun. Mein Schicksal schien ich vorauszufühlen, und merkwürdigerweise hatte ich ein unangenehmes Gefühl. Ich wußte, der suchte Dich, ich muß . . .

Er gefiel mir einfach gar nicht mehr; ich war froh, als er wieder ging und die Bücher, die er wollte, alle nicht vorrätig waren.

Ich mußte sie bestellen (er schenkte meiner Schrift ein feines Lächeln) und versprach, sie ihm dann zu senden.

Ich hatte inzwischen Ferien und ging nach dem schönen Italien und dachte nicht ein einziges Mal an meinen Kunden.

Bei meiner Rückkehr fand sich auch bald der Ingenieur wieder ein und wollte seine Bücher nicht gesandt haben, sondern selber abholen. Ein Wort gab das andere, und ich ließ mich freudlos auf einen Abend einladen, zum Nachtessen, und an den Vortragsabend Moissis.

Etwas verlockend, der Moissi, dachte ich, und nachher gehe ich nie mehr mit ihm.

Auf dem Heimwege fragte er mich nach meinem Alter. « 21 Jahre alt werde ich. »

Nun konnte er sich kaum erholen: « Was, ich hielt Sie für viel jünger, da könnte man ja heiraten. » Ja, so ging es; das erstemal, da wir zusammen ausgingen, sprach er gleich vom Heiraten. Er kam mir ganz unglaublich vor. Ich dachte mir, niemals werde ich den heiraten.

Mit sehr gemischten Gefühlen schlief ich ein. Nein, es war vorbei, ich liebte ihn nicht mehr, es war zu lange gegangen, bis er mich gesucht und gefunden hatte. Ich ahnte, daß er mich abholen würde für ins Geschäft; um ihm nicht zu begegnen, stieg ich täglich ins Tram. Richtig, ich

sah ihn stehen; er sah mich nicht, wie ich vor ihm flüchtete.

Eines Tages kam ein dicker Brief. Er verreise einige Tage, und er möchte mir nun sagen, daß er mich schon lange liebe. Seine Mutter sei immer so deprimiert, seine Schwester momentan gemütskrank, wie würde er sich freuen, mich frohes Geschöpf zu besitzen usw. usw., unter anderm: « Ich betrachte Sie als meine Braut. » Da hatte ich's. Ich wurde gar nicht gefragt, ich wurde einfach akkaporiert.

Ich sträubte mich vorerst vor dem Gedanken. Ja, und plötzlich kam es über mich, ganz komisch, ich lachte, ich rannte wie verrückt im Zimmer herum. Ich bin verlobt, ich bin verlobt ! Niemand hat eine Ahnung, nie bin ich nur mit einem Mann, außer an diesem Abend, ausgegangen, und ich bin schon verlobt! An alles dachte ich, ans Heiraten, ans Einrichten, ans Einkaufen. Hei, wie rassig, alles so auf einen Schlag.

Er kehrte von seiner Reise zurück; er holte sein Jawort eigentlich nie ein; es war einfach so. Wir kauften etwa vierzehn Tage später an einem freien Samstagnachmittag die Ringe. Im botanischen Garten auf einem Bänklein, an einem regnerischen Tage sogar, steckten wir sie uns an. Etwas prosaisch, aber ich war so himmelhochjauchzend, was machten mir so Äußerlichkeiten aus. Er war nun einmal recht nüchtern; aber ich dachte immer, wenn man erst verheiratet ist, dann ist es großartig, ich war wie ein Kind, das ins Märchenland zu kommen vermeint. Verliebt in die Liebe. Mit so großen Erwartungen, wie ich sie hatte, gab es allerhand Tief und Hoch; den Sommer verlebte ich in einem wahren Taumel von Erwartung und Glück. An einem schönen Oktobertage war die Hochzeit. Nun sind es bald achtzehn Jahre her, seit wir uns heirateten. Wir vergaßen nicht, unser Töchterchen Corinne zu nennen.

Eines Tages fragte ich meinen Mann: « Was würderst Du tun, wenn Du Dein Leben nochmals von vorne anfangen könntest? » « Ich würde alles exakt gleich machen », sagte er.

Ob das vielleicht eine kleine Empfehlung ist für die Liebe auf den ersten Blick?

***

Ich sehe keinen Weg

Lebensgefährtin, Kameradin ! Diese Worte besaßen für mich schon vor acht Jahren einen zauberhaften Klang. Zu lieben und geliebt zu werden schien mir oft das einzig Lebenswerte. Aber da waren meine Ideale. Zuerst einmal meine christliche Erziehung, die mir irgendwie das Gefühl einer ständigen, unvermeidlichen Verantwortung auf den Weg gegeben hatte. Dazu kam meine blühende Phantasie, genährt von unzähligen Liebesgeschichten aus der deutschen und französischen Literatur. Ich wußte genau, welche Art Liebe ich ersehnte — welche andere Art ich verabscheute.

Meine Studentenzeit ging vorbei, ohne « Erleben ». Zwar stieg auf der einen Seite meine Sehnsucht nach dem Du — doch unternahm ich kaum etwas. Wenn ich aber einmal den Versuch wagte, mit einem Mädchen näher bekannt zu werden, tat ich es fast mit schlechtem Gewissen, glaubte ich doch fest, daß wahre Liebe nicht erzwungen oder « erflirtet » werden könne. Letzten Endes würde sie immer ein Gottesgeschenk bleiben, auf das es ehrfürchtig zu warten galt. Um keinen Preis wollte ich mich oder ein Mädchen binden, ohne zu wissen, daß wir zusammen gehörten.

Nun, lieber Schweizer-Spiegel, du wirst selbst ermessen können, wie schwer es mir in der Folge wurde. Du wirst fast mit Bestimmtheit vermuten, daß ich bis heute ohne Lebensgefährtin geblieben bin. So ist es. Ich nahm die Sache « zu ernst ». Und kann sie heute noch nicht weniger ernst nehmen. Aber, Hand aufs Herz, habe ich nicht recht? !

Junge Leute, die mit ihrer Zeit etwas anzufangen wissen — Burschen, die es beruflich zu etwas bringen wollen, finden

heute nur schwer Gelegenheit, mit dem andern Geschlecht ungezwungen, kameradschaftlich zu verkehren. Es ist ihnen fast unmöglich, Mädchen wirklich kennenzulernen. Auf öffentlichen Tanzanlässen, in Restaurants, Dancings usw. lassen sich ja leicht Mädchen finden, mit denen man plaudern und « verkehren » könnte. Aber was tun, wenn du den Aufenthalt an solchen Orten für ein ziemlich minderwertiges Zeugnis hältst? Da willst du dir doch deine Frau nicht suchen . . .!

Ich bin nun 27jährig. Meine berufliche Stellung würde mir eine sofortige Heirat ermöglichen. Seit drei Jahren bin ich denkbar bereit, nicht nur « ein Mädchen », sondern meine Frau zu finden. Jede Unternehmung, die (wenn auch nur in mir drin) den deutlichen Stempel « Suchen » trägt, muß ich ablehnen. Ich machte nämlich die Erfahrung, daß ich mich dabei nicht so geben kann, wie ich wirklich bin — daß ich allzusehr vorteilhaft wirken will — und daß auf der Gegenseite so oft noch mehr Theater gespielt wird. Was aber dann, wenn sich eines oder beide in diesen unwahren, gar nicht existierenden Menschen verliebt — und dann doch den gewöhnlichen heiraten muß, der erst zu spät sich erkennen läßt?

Wie sollen sich junge Männer und Frauen früh genug kennenlernen, ehrlich und wirklich??? Ich habe erfahren, daß es sehr schwer sein kann, eine Frau zu verstehen, besonders wenn man keine « Erfahrung » besitzt. Ich sehe in unserer heutigen Gesellschaft keinen Weg offen, unsern Jungen ein gegenseitiges Verstehen zu ermöglichen. Sollte dies aber nicht schon einen Teil der Erziehung bilden — eine Aufgabe für Eltern, Lehrer, Pfarrer bedeuten?

***

Das Orakel

Ich war zu einer kleinen Vorfeier bei einer Jugendfreundin, deren Hochzeitsfest nur die Familienangehörigen vereinigen sollte, eingeladen. Ich hatte mich darauf gefreut. Es brachte mich nicht außer Fassung, daß keine Männer dabei wären und man nicht einmal tanzen würde. Es war auch ganz vergnügt, bis zum Moment, wo sich der Ring in meinem Kuchenstück fand, ein Zeichen, daß ich die nächste Braut wäre. Aber nun mischte sich die Brautmutter ein, ich müsse mich da aber sehr anstrengen, denn für ein junges Mädchen, das eben nur gerade jung, aber nicht hübsch, nicht reich, nicht geradezu aus Familie sei, dafür aber gewisse Ansprüche mache und sich nicht einfach mit einem Angestellten begnügen wolle, sei es schwer, besonders wenn die Familie auf Ferienreisen usw. zum vorneherein verzichten müsse, bis die jüngeren Brüder studiert hätten. Wenn es nicht einmal tanzen könne usw. usw.

Ich hatte wahrhaftig Mühe, Haltung zu bewahren und war froh, als wir uns bald verabschieden konnten. Ein wenig tröstete es mich, als vor dem Auseinandergehen auf der Straße unser Leithammel (noch von der Schule her so genannt) meinte, nun wüßten wir doch, weshalb der Zukünftige nicht mit dabei sein konnte, der wäre am Ende im letzten Moment noch

Durch ein rechteckiges Tor von 2 m Lichtweite soll ein würfelförmiger Granitstein auf einem Lastauto geführt werden. Die Ladebrücke des Autos befindet sich 1 m 20 cm über dem Boden, die Würfelkante mißt 85 cm.

Frage: Ist es möglich, den Stein durch das Tor zu bringen, ohne ihn abzuladen? *Auflösung Seite 34*

verschwunden, wenn seine Phantasie ausgereicht hätte, sich seine junge Braut 25 Jahre später mit der Redegewandtheit der Schwiegermutter versehen, vorzustellen.

Aber dann stand ich eben allein in dem Herbstabend und kam mir nun plötzlich reichlich bemitleidenswert vor. Was mir da gesagt worden war, hatte ich ja eigentlich nicht das erstemal gehört. Tanten und sonstige weibliche Anverwandte hatten immer wieder festgestellt, daß mir jeglicher Reiz fehle, und meine Mutter wegen ihrer so wenig eiteln Tochter bemitleidet. Ich hatte mich gefügt, als sie mir daheim vorschlugen, statt Haushaltungslehrerin zu werden, in ein Bureau einzutreten, da sich hierfür eben eine gute Gelegenheit bot und ich auf diese Weise mithelfen konnte, den Brüdern ihr gestecktes Ziel zu erreichen. Später würde ich doch einmal einen eigenen Haushalt haben, da war es vielleicht sogar interessanter, zuerst etwas, das einem weniger lag, zu tun. Ich hatte mich auch ganz selbstverständlich bei Großmama einlogieren lassen. Die alte Dame wollte den eigenen Haushalt nicht aufgeben, und die Söhne und Tochter sorgten sich, es könnte ihr in diesem Alter einmal nachts etwas passieren, da müsse jemand Eigner im Logis sein. Die Enkel kamen von vornherein nicht in Betracht, die andern beiden Enkelinnen studierten und waren deshalb unabkömmlich. So wurde ich eben abkommandiert.

Das alles und noch viel mehr fiel mir ein, und die Tränen, welche sonst nicht locker saßen, hatten eben zu kugeln begonnen, als plötzlich eine Männerstimme auf mich einredete. Das hatte nun noch gefehlt. Das war doch der nicht mehr so junge Doktor, von welchem mein alter Chef erzählte, daß sich sämtliches weibliches Personal auf ihn wie Wespen auf einen Zwetschgenkuchen stürzte. Und ausgerechnet der, von welchem ich geglaubt, daß er mich überhaupt nie richtig besehen, wenn er schon einmal zu uns heruntergekommen war, erkannte mich als heulendes Etwas.

« Wohin wollen Sie eigentlich », schluchzte ich ergrimmt, mir schien am klügsten mit einer Frage zu beginnen.

« Zu Ihnen. »

« Zu mir? Aber Sie wissen doch gar nicht, wo ich daheim bin. »

« Das hat mir der Chef verraten und auch, daß Sie vielleicht so freundlich sein würden, mir eine Arbeit auf der Maschine zu schreiben nach Feierabend. Doch das machen wir vielleicht besser bei Ihnen daheim ab. Trocknen Sie einmal ihre Tränen. »

Zu diesem Zweck angelte ich mein Taschentuch aus der Tasche; da sich ein Spiegel nicht darin fand, hielt er mir den seinen hin, und ich wischte ein Weilchen energisch in meiner mir nun so verleideten Visage hin und her, bis mein Begleiter konstatierte, nun dürfte es genügen.

So kamen wir also zu zweit bei Großmama an, die mir dann weder zu noch abredete, die nicht gerade kleine Arbeit nach Diktat zu schreiben. Aber wenn schon der Chef ihn geschickt hatte, konnte ich nicht nein sagen, und dazu war mir nun ohnehin alles gleichgültig.

Die alte Dame fühlte mir später auf den Zahn, wie der Nachmittag eigentlich verlaufen sei, denn daß nicht alles im Lot war, hatte sie durchschaut. Nach meiner Erzählung meinte sie, « das sind nun so die guten Christen, sie finden es zwar schrecklich, daß so eine alte Frau wie ich nicht in die Kirche geht, aber ganz angebracht, daß sie dem lieben Gott ins Handwerk pfuschen, weil er es doch nicht verstehe, die jungen Dinger an den Mann zu bringen. Laß du dir deinen schönen Glauben, daß alles Bestimmung ist, nicht verderben, halt ihn fest, damit wirst du gut fahren, ob du heiratest oder nicht. Und wenn der, den du magst, erst einmal in Sicht ist, wirst du so gut wie alle übrigen Evastöchter wissen, wie es zu machen ist. »

In den folgenden Wochen schrieb ich fleißig die übernommene Arbeit; dabei blieb mir wenig Muße. Ihr folgte eine weitere Arbeit, und dabei stellte sich

meine ehemalige Gelassenheit wieder ein. Schließlich und endlich war ich ja auch pensionsberechtigt, wie es so schön heißt, und konnte mir, wenn ich erst alt und grau war, einen Miniaturhaushalt einrichten. Aber vorerst war es noch nicht so weit, sondern es wurde erst Frühsommer, und ich war ordentlich gespannt, ob Dr. H. daran denken würde, daß er mir versprochen hatte, mit mir über den Gotthard zu wandern, als ich ihm einmal in einer Schreibpause im Herbst erzählt hatte, wie ich mir als kleines Ding diese Paßwanderung einst auf Weihnachten gewünscht hätte.

Er hatte damals gemeint, er könne sich schönere Paßwanderungen vorstellen, aber wenn Großmama es erlauben würde, wolle er sie baldmöglichst mit mir unter die Füße nehmen.

Und er dachte wirklich daran. Sobald die Gotthardstraße schneefrei war, wanderten wir, und da hat sich nicht nur mein Kleinkinderwunsch erfüllt, sondern auch jener andere große, den wir bewußt oder unbewußt mit uns tragen, einen Kameraden für den Lebensweg zu finden.

So hat sich das Orakel mit dem Ring im Kuchen denn erfüllt, ich war die nächste Braut des kleinen Kreises, ohne daß es Aufsehen erregt hätte. Gelegentlich finde natürlich auch ein blindes Huhn ein Korn, hieß es.

Inzwischen sind wir ältere Leute geworden, und schon bald werden unsere eigenen Kinder sich mit dem Problem des Sich-Kennenlernens auseinandersetzen wollen oder müssen. «Wie du, mit Ruhe», meint die Älteste des Kinderkreises.

***

Verhängnisvolle Ratschläge

An meiner Ehelosigkeit und Mangel an Erlebnissen in jungen Jahren, die eine Ehe wenigstens hätten in Frage bringen können, ist zu einem guten Teil die übermäßige Vorsicht und vielleicht auch ein Stück Egoismus meiner Mutter schuld. Ich war nicht besonders hübsch und anziehend, dazu eine ziemlich introvertierte Natur, die sich seelisch verhältnismäßig langsam entwickelte. Als ich in das bekannte Schwärmalter kam, unterließ es meine Mutter nicht, zu mir oft von Enttäuschungen oder leeren Versprechungen zu sprechen, die der freundschaftliche Verkehr mit jungen Männern mit sich bringen kann, und riet mir sehr zur Zurückhaltung. Diese Ratschläge erwiesen sich bei meiner nach innen gekehrten Art, bei den wenigen Gelegenheiten, mit jungen Leuten zusammenzukommen und der schon bestehenden Zurückhaltung als verhängnisvoll. Erst viele Jahre später war mir die Einstellung der Mutter aus persönlichen stillen Enttäuschungen vor und in ihrer Ehe erklärbar.

Es entwickelte sich bei mir zunächst eine Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit im Verkehr im allgemeinen, ein Verlegenheitsgefühl gegenüber dem andern Geschlecht, das mich nicht den rechten Ton finden ließ. Von Flirten war schon gar nicht die Rede. Sehr spät wurde ich freier, und vollkommen gelöst hat sich das Zuviel der Hemmung erst in den letzten Jahren, als ich viel mit Menschen zusammenkam, mein Beruf mich in die verschiedensten Kreise brachte und ich oft als einzige Frau an Sitzungen und Versammlungen teilzunehmen hatte.

Aber das eine Mal wo sich ernstlich die Gelegenheit geboten hätte, den Lebenskameraden zu finden, war ich dem hemmenden mütterlichen Einfluß noch nicht genügend entwachsen.

***

Die Familienpension

An einem unsäglich schönen, wolkenlosen Maimorgen nistete ich mich nach längerem Auslandsaufenthalt in einer bescheidenen Familienpension in einem Städtchen am Genfersee ein. Der prächtige Ausblick von meinem Zimmer auf den schimmernden See und die nahen savoyardischen Hügelzüge, die sich in einer ungeahnten Fülle und Schönheit darboten,

Werner An der Matt — Die Mädchenschule, Federzeichnung

sowie das häufige dolce far niente im Liegestuhl auf der rebenumrankten Loggia entschädigten in reichlichem Maße meine sonntäglichen und feierabendlichen Promenaden von ehedem an der Atlantikküste Afrikas.

Meine Wirtin, eine respekteinflößende Gestalt, hatte dem prächtigen Ausblick entsprechend meinen Zimmerpreis um nicht wenige Prozent erhöht und war im Wortschwall über diese Naturschönheiten der schweizerischen Riviera unersättlich. Aber noch unersättlicher war sie im Loben und Preisen ihrer französisch-italienischen Kochkunst, die ich allerdings weniger günstig zu beurteilen vermochte. Am meisten Gewicht wurde offenbar auf peinlichste Einhaltung der wöchentlichen Speisefolge gelegt.

Bei der Zimmerordnung fehlte diese Präzision. Meine Junggesellenbude sah mehr als oft am Abend so aus, wie ich sie am Morgen verlassen hatte und erregte bei mir jedesmal müde, krankheitsgeneigte Stimmung. Die Sonntagskleider zierten von Montag bis Freitag abend die Rückseite meiner Zimmertür, ohne einen Bürstenstrich verspürt zu haben. Entsprechende Hinweise auf diese haltlosen Zustände lösten bei meiner Philisterin nur ein sanftes Lächeln aus.

Ich harrte trotzdem aus, nicht die «Butterküche» und nicht die ideale Fernsicht hatten es mir angetan, nein, ich gesteh's — ein hübscher Blondkopf am Tisch vis-à-vis im Speisesaal war der plausible Grund, weshalb ich auf einen abwechslungsreicheren Mittags- und Abendtisch und die notwendige periodische Kleiderreinigung verzichtete.

Als dann im Laufe des Sommers saisonbedingt die Pension erheblichen Zuwachs erhielt und ein Zusammenrücken an den Tischen unumgänglich notwendig war, reifte in mir der Entschluß, unsere Saaltochter, die pfausbackene Annaliese, einfach zu bestechen und sie zu veranlassen, jenen Blondkopf an mein Tischchen zu placieren. Die klingende Münze tat Wunder, und so war mein blondes Vis-à-vis am anderen Tag in greifbare Nähe gerückt. Ich klagte meiner Tischnachbarin eines Tages mein Leid und klärte sie über die, meinen pedantischen Ordnungssinn verletzenden, bedenklichen Zustände in meinem Zimmer auf. Und sie, ach sie quittierte meine Stoßseufzer nur mit einem mitleidsvollen Blick aus ihren azurblauen Augen. Zum Teufel — also doch, auch leichtsinnig und oberflächlich, wie die andern — wer sollte auch an meinen banalen Gesprächen Interesse finden können?

Als ich, von einer mehrtägigen Geschäftsreise zurück, mein Zimmer betrat, war heller Sonnenschein darin, auf meinem Schreibtisch stand ein Strauß herrlichster Blumen, mein Aschenbecher, der sonst stets mit Asche, Zigaretten- und Brissagostummeln überbordete, war blitzblank gescheuert, die Kleider hinter der Zimmertür waren verschwunden und meine Bücher vom wochenalten Staub befreit. Ich glaubte zuerst den Geist meiner lieben, seligen Mutter zu verspüren, die stets mit sorgender Hand mein Zimmer von ehedem in peinlichster Ordnung gehalten hatte. Oder war es das vor einigen Tagen neu in den Dienst getretene Zimmermädchen Madeleine mit ihrem schwarzen Pagenkopf und ihrem kleinen Stumpfnäschen, die ein Auge auf mich geworfen hatte?

Jedenfalls fühlte ich mich in dieser Atmosphäre der Reinlichkeit wie neugeboren. Diese extreme Wandlung mußte belohnt werden. Mein Extra-Trinkgeld an Madeleine und das oft ihr abgetretene Dessert in Form einer Cremeschnitte oder einer saftigen Butterbirne ausländischer Provenienz löste eitel Freude aus und wurde mit einem langen, oft für mich recht peinlich werdenden Händedruck und einem tiefgehenden Blick aus tollkirschenschwarzen Augen verdankt. Mein Blondkopf am Tisch vernahm diese Veränderung mit sichtlicher Freude. Ein Lächeln in ihren Mundwinkeln, das stets ein bezauberndes Grübchen auf ihrer linken Wange hervorrief, muß ich im Eifer meiner Erzählung übersehen haben.

Tag für Tag und Woche für Woche

strotzte nun mein Zimmer von Sauberkeit und Ordnung, die Blumen auf meinem Pult, die dem Ganzen eine festliche Note verliehen, fehlten nie, mein Bücherregal zeigte eine soldatische Haltung und Linie, und der Fußboden roch jeweils am Samstag nach feinster Bienenwachsbodenwichse, ganz wie zu meinen Kindheitsjahren im elterlichen Heim.

Schon lustwandelte ich des Abends nach Bureauschluß vor grell erleuchteten Schaufenstern im Städtchen, um auf Weihnachten für Madeleine etwas Passendes aufzustöbern. Jenes Handtäschchen mit dem blanken Monogramm würde bestimmt zu Madeleines hellem Flauschmantel sehr gut passen, oder hätte sie wohl mehr Freude am Coty-Parfum, mehr Begeisterung für eine sündhaft teure Schachtel Pralinés? Es stand fest, ihr für ihren hausfraulichen Ordnungssinn und ihre besondere Aufmerksamkeit mir gegenüber etwas zu schenken. Bis ich eines Morgens — kleine Schneeflocken, die ersten, die ich nach längerem Tropenaufenthalt wieder sah, wirbelten aus grauer Wolkendecke herab — nochmals auf mein Zimmer zurückkehren mußte und dort meinen Blondkopf, meine Tischkameradin überraschte, wie sie in ihrer spärlichen Freizeit an meinen Mantel zwei Knöpfe annähte und mein Zimmer aufräumte. Ich war einfach sprachlos und zugleich wütend ob meiner wochenlangen Kurzsichtigkeit, währenddem sie in sichtlicher Verlegenheit und hochrotem Gesicht etwas von ausnahmsweise heute usw. stammelte.

Das Täschchen mit dem Monogramm für Madeleine blieb, wo es war, für Coty-Parfum interessierte ich mich nicht mehr, meine Schaufensterpromenaden hatten allen Sinn verloren. Meine allernächste Sorge war nun, das passende schmale Goldringlein für meine Zukünftige auf Weihnachten zu bestellen.

Zehn Jahre nun wirkt mein Blondkopf, der meine Lebensgefährtin geworden, mit derselben Sauberkeit und Ordnungsliebe in unserem gemeinsam geschaffenen Heim und strahlt dasselbe Fluidum aus, wie dazumal in der Fremdenpension mit Butterküche am blauschimmernden Genfersee.

***

Schlußwort

Es ist leichter und angenehmer, sich über einen Erfolg, als über einen Mißerfolg Rechenschaft abzulegen. Deshalb sind die Antworten von Leserinnen und Lesern, die ihren Lebensgefährten gefunden haben, zahlreicher als die andern. Aber auch die Beiträge der nun Verheirateten zeigen, daß die Frage des Sichfindens zu einem größern und andern Problem geworden ist, als es noch vor dreißig, vierzig Jahren war.

Auch heute heiraten die meisten Männer und Frauen. Sie würden den Weg zur Ehe auch in einer noch viel zerrütteteren Gemeinschaft finden. Dafür sorgt die Natur. Aber die menschliche Gesellschaft sollte die Voraussetzungen dafür schaffen, daß die Ehen, die geschlossen werden, dauerhaft sein können.

Wenn in der Schweiz die Zahl der Scheidungen im Verhältnis zu andern Ländern ganz außergewöhnlich hoch ist, so hat dies die verschiedensten Gründe. Unter andern aber sicher auch den, daß wir — vor allem in den Städten — es nicht mehr fertigbringen, die jungen Leute auf einem Boden zusammenzubringen, der die Voraussetzung zu glücklichen Ehen ist.

Wir haben nicht, um unsere Leser zu

unterhalten, von den mehreren hundert eingelaufenen Antworten einfach die romantischsten Geschichten ausgewählt. Wir druckten im Gegenteil jene Beiträge, die für möglichst viele andere als typisch gelten können. Ist es nicht erstaunlich, wie « romantisch » im allgemeinen das Sichfinden war?

Selbstverständlich ist im einzelnen Fall gegen die romantische Ehe nichts einzuwenden. Sie kann sich sogar als besonders fest gekittet erweisen. Aber im allgemeinen sind natürlich die Ehen haltbarer, für die das Schicksal keine besondern Umwege machen mußte: Ehen, die gleichsam von selbst aus der Grundlage einer lebendigen Gemeinschaft und den Sicherungen, die diese bietet, erwachsen.

Wenn die Ehe in der Regel zu einem Zusammenschluß von Menschen geworden ist, der nicht mehr die Angelegenheit von zum mindesten zwei Familien, im weitern Sinn aber der Gemeinschaft überhaupt, ist, sondern das Ergebnis eines willkürlichen Entschlusses von Einzelwesen, so beweist das schon allein eine Zerrüttung der Gemeinschaft, aus der nur wieder Zerrüttung entstehen kann.

Die individualistische Eheauffassung der letzten Jahrzehnte gehört in den größern Zusammenhang des entarteten Individualismus, der glaubte, den Sinn und das Ziel des menschlichen Lebens im Einzelwesen verwirklichen zu können.

Die Familie war schon weitgehend zu einem Zweckverband von Einzelwesen geworden. Deshalb brachte sie nicht mehr die Kraft auf, bei der Verehelichung der Söhne und Töchter vorbereitend mitzuwirken. Vor allem aber fehlte ihr deshalb dazu das innere Recht. Die Familie, wie jede Gemeinschaft, kann diesen Anspruch nur erheben, wenn sie den Willen und die Möglichkeit hat, auch die Verantwortung für den erhobenen Anspruch zu tragen.

Das trifft für die Familie schon jahrzehntelang nicht mehr zu. Die einzelne Familie ist daran nicht schuld. Sie ist selbst nur ein Erzeugnis ihrer Zeit. Aber das macht die Sache nicht besser.

Ich erinnere mich, wie wir als junge Männer über Mädchen spotteten, die an Bällen noch in Begleitung der Eltern erschienen. Auch Häuser, wo die Eltern darauf drangen, die jungen Männer kennenzulernen, mit denen ihre Töchter zusammen waren, wurden gemieden. Wir — und die jungen Mädchen mit uns — empfanden das als unwürdige Einmischung.

Und heute? Ich habe kürzlich einen durchaus mit der Zeit gehenden, sehr selbständigen jungen Mann kennengelernt, der darüber klagte, daß man die jungen Mädchen immer nur allein zu sehen bekomme. Auf einem Ball oder zu einem Tanzabend müsse man ein junges Mädchen einladen und dann mit diesem die ganze Zeit verbringen. Es wäre doch viel netter, wenn bei gewissen Anlässen die Eltern mit den Söhnen und Töchtern mitmachten. Man könnte dann bald dieses, bald jenes Mädchen zum Tanz holen und könnte erst noch die Brüder, Schwestern und auch die Eltern zu sehen bekommen. Dieses Geständnis hat uns eigentümlich berührt. Es wäre vor zwanzig Jahren undenkbar gewesen. Es ist eine Taube, die

wir als Zeichen dafür nehmen, daß das Land, das die innern Voraussetzungen auch zu einer bessern Regelung des Sichkennenlernens ermöglicht, bereits in Sicht ist.

Aber selbstverständlich kann es sich nicht darum handeln, einfach die alten Formen, die vor vierzig, fünfzig Jahren zur Eheanbahnung dienten, wieder auszugraben. Sie wurden damals mit Recht gesprengt. Die Familie kann ihren Platz bei der Eheanbahnung erst dann zurückgewinnen, wenn sie selbst wieder eine wirkliche Gemeinschaft geworden ist: ein lebendiger Teil einer Gesellschaftsordnung mit gemeinsamen Zukunftszielen, die alle Begeisterungsfähigen begeistern können.

Das heißt aber nicht, untätig zu warten, bis es so weit ist. Es gilt vielmehr, inzwischen in unsern Familien und den bestehenden Gemeinschaften nach Wegen zu suchen, die doch vorläufig das Sichkennenlernen der jungen Leute auf einem würdigen Boden erleichtern. Wir werden im «Schweizer-Spiegel» dieser wichtigen Aufgabe im Laufe des Jahres nachgehen und unsern Lesern bestimmte ausführbare Vorschläge unterbreiten.

F. H.

ÜSE BODE

I schaffe mit de Händ im Härd
u lose teuff dry abe,
u 's isch, wi we vo undehär
wi vomne Härz es Dopple wär –
das isch a üsem Herrgotts Ate,
wo dür di wyten Ächer geit,
wo jedes Sämli ufetreit,
u wo-n-is ds Brot i d'Ähri leit,
u d'Meie laht la grate.

I chneule druffe, uf em Härd,
fasch wi-n-es Chind bim Bätte,
wi d'Lüt ir Chilche vor em Buech,
wi uf em lingschte Fläre Tuech.
Jetz faht es a dür d'Wulche schyne,
es Sunneleiterli steit a
mit gäng u gäng meh Seigle dra,
u zletscht müpft es am Boden a,
u schlüüft no wyter yne.

I möcht ne goume, üse Härd,
i möchti mit ihm wärche;
är git is z'schaffe, git is Brot,
sy Dechi i der letschte Not –
u z'byschte tuen i mi nid schäme,
der Härd versteit's, wo mit is treit.
Glych ghört me's liede, wo me geit –
Im Same, wo i d'Mutte gheit,
chunnt Härd u Himel zsäme.

Gertrud Burkhalter

Photo: Pletscher